



ars vivendi

stefanie
mohr
frühstück
mit
einer
fotografin

roman

Stefanie Mohr

Frühstück mit einer Fotografin

Roman

ars vivendi

Originalausgabe

1. Auflage Juni 2011

© 2011 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg

Alle Rechte vorbehalten

www.arsvivendi.com

Lektorat: Johanna Cattus-Reif

Umschlaggestaltung: Kathrin Steigerwald unter

Verwendung einer Fotografie von LMDB/photocase

Druck: fva, Fulda

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-054-5

Für
Buddy_W
&
den Mann mit den fantastischen Augen

*But if I fail or if I fall
I'll be aid and consolation
If I range or if I crawl
I will shelter you my love
If I starve or if I sear
I'll be faith and inspiration
Raise my hope and ease the fear
I'll be there to back you up*

- Mono Inc. - If I fail -

1. Kapitel: Haben Sie schon mal einen nackten Mann fotografiert?

*Don't wake me up
Life's deeper when I dream
- Mono Inc. – Torture Me -*

Seine Hand strich unter der wohligh warmen Bettdecke sanft über meine nackte Schulter. Strähne für Strähne schob er meine langen Haare zur Seite. Dann fuhren seine Fingerspitzen meinen Nacken entlang. Ein wohlighes Kribbeln durchlief meinen Körper vom Hals hinab bis in die Zehenspitzen. Vorfreude. Ich fühlte seinen Atem auf meiner Haut. Sanft senkten sich seine Lippen auf meinen entblößten Hals und bedeckten ihn mit unendlich vielen federleichten Küssen. Meine Nackenhaare stellten sich auf. Gänsehaut. Unwillkürlich zog ich meine Beine an und drängte mich näher an den hinter mir liegenden nackten warmen Männerkörper. Ich konnte seine morgendliche Erregung spüren. Mir entfuhr ein leises Seufzen. Schier unbändighes Verlangen machte sich in mir breit.

»*Sie haben Post!*«

»*Jaa-aa.*«

»*Sie haben Post!*«

»*Jaaaa-haaaaaa!*«

»*Sie haben Post!*«

»*Ja, verdammt noch mal!*«

Shit! Ich fuhr hoch. *Shit! Shit! Shit!* Was war das auch für eine blöde Angewohnheit, das Handy mit ins Bett zu nehmen! Vielleicht für den Fall, dass sich des nächstens ein Einbrecher in meine Wohnung verirrt, und ich nicht mehr bis zum

hinein – und zwar ohne vorher lange darüber nachzudenken, wie viel dabei für mich heraussprang. Ich war eben ein spontaner, begeisterungsfähiger Mensch.

Nach meinem Umzug in eine richtig große Wohnung hatte ich mir auf gut vierzig Quadratmetern ein Atelier eingerichtet. Ursprünglich war ich auf Food-Fotografie spezialisiert gewesen, mittlerweile entwarf ich aber zunehmend Werbekonzepte, die ich über Bildagenturen weltweit vertrieb. Darüber hinaus rückte ich mit schöner Regelmäßigkeit ein Brautpaar oder einen Babybauch ins rechte Licht, schoss Bewerbungsbilder und Porträts für diverse Ahnengalerien und fotografierte hin und wieder für einen Firmenkunden eine Werbekampagne.

Ein-, zweimal die Woche erhielt ich einen Anruf von Hannes, einem befreundeten Redakteur, der seine Seele an ein vierzehntägig erscheinendes regionales Hochglanzmagazin verkauft hatte, und knipste die eine oder andere Eventveranstaltung für ihn. Hin und wieder sprang ich auch mal für die Lokalzeitung ein. Kurz gesagt: Ich war eine Allrounderin geworden, wie man es heutzutage sein musste, da jeder, der ein Fotohandy besaß, sich als Fotograf bezeichnete.

Nachdem in der Vergangenheit das Geld manchmal mehr als sehr knapp gewesen war, hatte ich mich schon vor vielen Jahren als Übersetzerin verdingt. Englisch-Deutsch und vice versa. Aus dieser Zeit waren mir noch genau drei Kunden geblieben: Ein in ganz Europa verbreitetes gesellschaftspolitisches Wirtschaftsmagazin mit Sitz in Nürnberg, das Polizeipräsidium Mittelfranken sowie Peter und Simone, ein Künstlerehepaar, mit dem ich mich immer montagabends traf und zwei Stunden Englisch redete – wobei ich die beiden als Freunde und nicht als Klienten betrachtete.

Ich klappte das erneut brummende Handy auf. Maya war die Schuldige, die mir den Start in den Tag versaut hatte! Unwillkürlich entfuhr mir ein Seufzer. Wenn sie jetzt wieder fragte, ob ich schon mit ihrem Aktkalender angefangen hatte, würde ich ...

9.31 Uhr: *Hi Süße! Wollte nur mal horchen, ob du dir schon Gedanken gemacht hast, wie du an ein paar knackige Jungs für meinen Kalender kommst. Denk dran, in genau fünfundsechzig Tagen ist Weihnachten!*

Alles hatte damit begonnen, dass ich wider besseres Wissen zu einer von Mayas legendären Single-Silvesterpartys gegangen war; obwohl ich alternativ die Möglichkeit gehabt hätte, den Abend gemütlich mit Fondue und Bleigießen auf dem Sofa einer anderen Freundin zu verbringen. Und dann hatte ich auch noch Mayas blöde Wette verloren, auf die ich mich nur eingelassen hatte, weil ich zu tief ins Glas geschaut hatte.

Es war um die Frage gegangen, was »diametral« bedeutet. Ich hatte steif und fest behauptet, damit sei »durchschnittlich« gemeint – abgeleitet von »Diameter«, dem Kreisdurchmesser. Durchmesser – Durchschnitt. Leider lag ich damit völlig falsch. »Entgegengesetzt« wäre die richtige Antwort gewesen. Nun musste ich wohl oder übel die Rechnung begleichen: Ich *durfte* Maya einen Männer-Aktkalender zu Weihnachten schenken.

Ein Kalender voller unverhüllter Tatsachen wäre nicht das Thema gewesen. Ich arbeitete häufig mit nackten Frauen. Das wusste jeder in meinem Bekanntenkreis. Es war sozusagen eines meiner Markenzeichen. Weibliche Modelle waren durchweg unkompliziert, und außerdem durfte man sie zur Not auch mal anfassen, um sie in die richtige Position zu bringen. Aber es musste ja ein Kalender mit nackten Jungs sein!

Aus niederen Rachegeleüsten hatte ich mir ursprünglich vorgenommen, Maya einen Aktkalender der Superlative zu fotografieren: Ein schlaffer Couch-Potatoe unattraktiver als der andere.

Leider durchschaute sie meinen Plan und behauptete vehement, wir hätten ausdrücklich um Fotos von dreizehn unterschiedlichen, schnuckeligen, gutaussehenden, trainierten Männern gewettet, die ich noch nie zuvor abgelichtet hatte. Und ich wäre nun mal nicht ich gewesen, wenn ich mich nicht an die Wette und ihre fachgerechte Umsetzung gebunden geföhlt hätte – auch wenn ich die Sache bis jetzt hinausgezögert hatte. So langsam drängte aber die Zeit, denn es war bereits Mitte Oktober und ich hatte noch kein einziges Modell, geschweige denn Foto.

Das Telefon in meiner Hand klingelte.

»Hallo, Süße! Warum antwortest du nicht auf meine SMS? Ist bei dir alles okay?«, schallte es mir aus dem Hörer entgegen. Maya. Ich schnaufte vernehmlich.

»Ja, natürlich ist alles in Ordnung. Was sollte denn schon sein? Ich habe gerade einfach jede Menge zu tun!«

»Papperlapapp! Du versuchst nur, dich vor der Einlösung der Wette zu drücken. Heute ist der 20. Oktober! Wie viele Männer hast du denn bisher schon für mich fotografiert?«

»Maya, das ist nicht annähernd so einfach, wie du es dir vorstellst. Ich kann nicht von heute auf morgen dreizehn gutaussehende Typen aus dem Ärmel schütteln! Soll ich mich wie ein Marktschreier auf den Hauptmarkt stellen und brüllen: ›Ich suche Jungs, die sich für mich ausziehen!‹?«

Das Glucksen am anderen Ende der Leitung bestätigte mir, dass sich Maya die Szene gerade bildlich vorstellte.

Wahrscheinlich sah sie mich auf den Stufen vom Schönen Brunnen stehen, umringt von einer Traube holder Jünglinge im Adamskostüm.

»Du musst dich ja nicht gerade auf den Hauptmarkt stellen. Der Jakobsplatz vor dem Polizeipräsidium tut es auch. Frag doch mal unter deinen Polizisten rum. Die haben sicher den einen oder anderen gutaussehenden jungen Kollegen.«

»Ach, vergiss es, Maya!«, fauchte ich mit einem Mal böse. »Wie stellst du dir das vor? Soll ich bei der nächsten Übersetzung sagen: ›Entschuldigung, ich hab da eine Freundin, für die ich einen Aktkalender fotografieren muss. Können Sie mir bitte mal die Telefonnummern Ihrer Kollegen geben? Aber bitte nur von den Gutaussehenden!«

»Du musst ja nicht ganz so direkt sein: Frag doch einfach, ob sie nicht jemanden kennen, der Spaß versteht und bei dem Gag mitmacht.«

»Vergiss es«, wiederholte ich. »In dem Kalender wird kein einziger nackter Polizist zu sehen sein, das garantiere ich dir!«

»Kannst du dann nicht einfach eine Anzeige im Stadtmagazin aufgeben? So à la: ›Fotografin mit Herz und Verstand sucht attraktiven Mann Mitte dreißig mit unverbrauchtem Hirn für Akt-Shooting!«

»Und was soll das werden? Eine Kontaktanzeige? Ich suche Modelle, keinen Mann fürs Leben!«

Maya seufzte theatralisch.

»Du machst dir echt keine Vorstellung, wie schwer es ist, geeignete Typen zu finden. Außerhalb der einschlägigen Agenturen ist da normalerweise nichts zu machen. Ich schau heute Abend mal, was die Kartei an Hobbymodellen hergibt. Einen Profi kann ich mir im Moment beim besten Willen nicht leisten – und dreizehn erst recht nicht.«

»Du sollst ja auch kein Geld dafür ausgeben.« Maya klang fast ein bisschen kleinlaut, sofern es eine solche Nuance bei ihr überhaupt gab. »Aber sonst hast du doch auch immer für alles und jedes eine Idee. Also, lass dir was einfallen, ja? Ich muss jetzt Schluss machen. Ich hab gleich noch eine Besprechung mit dem Vorstandsvorsitzenden.«

Mit einem tiefen Seufzer legte ich auf und quälte mich aus dem Bett. Noch im Schlafanzug schlurfte ich ins Wohnzimmer, lümmelte mich aufs Sofa und schaltete meinen Laptop ein.

»*Sie haben Post.*«

Zum zweiten Mal an diesem Tag ertönte die vertraute weiblich-metallene Stimme, im Gegensatz zum Handy jedoch ohne die zweifache Wiederholung und den genervt »Ja!« brüllenden Herrn.

Zu einem nicht mehr näher zu bestimmenden Zeitpunkt in der fernen Vergangenheit hatte mein Ex einmal meinen Laptop in die Finger bekommen und sämtliche akustische Signale verändert. Wenn ich den Computer hochfuhr, ertönte ein Nebelhorn, schaltete ich ihn aus, erklangen Kirchenglocken. Und das waren noch die angenehmsten Geräusche.

Doch noch bevor ich nachsehen konnte, von wem die Mail eigentlich war, klingelte es an meiner Tür. *Shit!* Ich sah an mir hinunter auf meinen alten, ausgebeulten Blümchenschlafanzug, der den einen oder anderen beim Waschen zurückgebliebenen Fleck aufwies. *Shit! Shit! Shit!* Ich erwartete weder Besuch noch ein Paket, und einen Termin hatte ich schon gar nicht ausgemacht. Es gab also nur zwei Möglichkeiten: Entweder war es die Putzfrau, die die Hausordnung erledigen wollte und mal wieder ihren Schlüssel vergessen hatte, oder

ein Paketdienst mit einer Sendung für einen Nachbarn. Da es in unserem Haus keine Gegensprechanlage gab, drückte ich notgedrungen ohne Rückfrage den Türöffner.

In den mir verbleibenden dreiunddreißig Sekunden, die der Durchschnittsbesucher brauchte, um zu mir in den zweieinhalbten Stock zu steigen, flitzte ich ins Schlafzimmer. Schnell zog ich Jeans und Pullover über meinen Schlafanzug und band mir die Haare zusammen, damit es nicht auffiel, dass sie noch nicht gekämmt waren. Für Socken reichte die Zeit nicht mehr, die Schritte näherten sich dem letzten Treppenabsatz. Schwungvoll riss ich die Tür auf und sah in die unsicheren Gesichter zweier Frauen meines Alters.

»Ja?«, fragte ich ziemlich überrascht. Vertreter erschienen selten im Doppelpack, und die Zeugen Jehovas hatten bislang immer in männlicher Ausführung vor meiner Tür gestanden.

»Wir möchten zu Pia Winkler«, sagte die Größere. Sie hatte schwarze Haare.

»Und was kann ich für Sie tun?«, fragte ich nach einem kurzen Moment etwas zögerlich.

»Wir kommen wegen den Fotos für die Schulpinnwand.«

Ich schluckte. Vor drei Tagen hatte ich mich vom Direktor meiner früheren Schule, an der seit zwei Jahren auch meine kleine Schwester unterrichtete, breitschlagen lassen, in den kommenden Wochen von allen Lehrkräften Porträtfotos für den Schaukasten im Eingangsbereich zu machen. Für einen Hungerlohn – versteht sich. Allerdings hatte ich mit ihm vereinbart, dass sich alle Lehrer in eine Terminliste eintragen, bevor sie für ein kurzes Shooting bei mir vorbeikommen sollten.

»Ähm, ich glaube, da ist etwas schiefgelaufen. Eigentlich sollte es einen Aushang geben ...«, unternahm ich einen lah-

men Erklärungsversuch, da die beiden zweifelsohne gemerkt hatten, dass ich ziemlich überrumpelt reagierte.

»In die Liste haben wir uns eingetragen«, strahlte die Schwarzhaarige. »Aber wenn wir jetzt ungelegen kommen ...« Sie ließ den Satz in der Schwebel.

Okay. Improvisieren ist das halbe Leben. Ich setzte mein freundlichstes Grinsen auf, mit dem ich hoffte, halbwegs von der Tatsache abzulenken, dass ich aussah, als käme ich frisch aus dem Bett, was ja auch mehr oder weniger den Tatsachen entsprach.

»Kommen Sie rein. Schließlich haben Sie sich jetzt schon für mich hübsch gemacht.«

Während die Frauen sich kichernd den letzten Schliff vor dem Spiegel verpassten, schaltete ich die Blitzanlage ein, montierte die Kamera auf das Stativ und suchte schließlich noch aus meinem Musikordner ein paar peppige Lieder heraus.

»Wer fängt an?«

»Ich«, sagten beide gleichzeitig und mussten lachen.

Schließlich setzte sich die Schwarzhaarige als Erste auf den lehnenlosen Drehstuhl. Keine fünf Minuten später hatte ich gut zehn Bilder im Kasten. Alle in einem geringfügig unterschiedlichen Winkel aufgenommen, auch der Bildausschnitt variierte leicht, aber eines war ihnen gemein: Auf allen blickte mir eine äußerst sympathisch lächelnde Deutschlehrerin entgegen. So viel hatte ich nämlich zwischenzeitlich aus ihr herausbekommen.

Die Plätze wurden getauscht, und Nummer zwei war an der Reihe. Gleich beim ersten Foto verschlug es mir die Sprache. Ich hatte ins Bild hineingezoomt, um zu überprüfen, ob die Augen auch wirklich hundertprozentig scharf waren: Auf meinem Kameradisplay blickten mir riesengroß wundervolle

blaue Augen entgegen. Wahnsinn! Es passierte immer wieder, dass Fotos Details zum Vorschein brachten, die dem flüchtigen Blick verborgen blieben. Aber an dem Morgen waren diese Augen nicht einmal mir in ihrer Ebenmäßigkeit und Ausstrahlung zuvor aufgefallen.

Als ich mich eine halbe Stunde später frisch geduscht vor meinen Computer setzte, prangte nach wie vor das kleine weiße Kuvert rechts unten in meiner Taskleiste. Ich hatte völlig vergessen, dass der elektronische Briefträger schon da gewesen war.

Neugierig klickte ich auf die Nachricht, sie war von Werner. Er war Polizeibeamter – der Leiter einer unserer Polizeiinspektionen, um genau zu sein – und zählte schon jetzt unermüdlich die Tage bis zu seiner Pensionierung in acht Jahren. Ich hatte ihn im Fahrwasser einer Zeugenbefragung kennengelernt: Rund zwölf Wochen nach meinem Einsatz hatte ich verzweifelt versucht, jemanden zu finden, der sich dafür zuständig fühlte, dass meine Dolmetscherrechnung endlich beglichen wurde. Es ging um sagenhafte fünfzig Euro und sechzig Cent. Seither war Werner mit seinen täglichen Gute-Laune-Mails ein fester Bestandteil meines Lebens geworden.

Heute hatte er mir mal wieder ein YouTube-Video weitergeleitet: Ein junger Mann, offenbar ein Azubi der Deutschen Küstenwache, erhält von seinem Vorgesetzten eine Zehn-Sekunden-Einweisung an seinem neuen Arbeitsplatz mit den überlebenswichtigen Geräten. Kaum wird der milchbubenhafte aussehende junge Mann allein im Zimmer gelassen, ruft eine durch Frequenzstörungen verzerrte Männerstimme in ordentlichem, gut verständlichem Englisch über Funk: *»Mayday! Mayday! Hello! Can you hear us? Can you hear us? We are sinking, we are sinking. Over.«* Der völlig überforderte Bub, dem

man ansieht, dass er seinen ganzen Mut zusammennehmen muss, um überhaupt zu antworten, beugt sich schließlich zu dem Funkgerät vor und sagt im schlimmsten Günther-Oettinger-Englisch: »*Helo. Dis is se dschörman coustgard.*« Die andere Stimme wiederholt zunehmend eindringlicher: »*We are sinking! We are sinking!*« Eine absolut dramatische Szene! Der junge Küstenwächter drückt wiederum den Knopf seines Funkgerätes und fragt: »*Wod ar ju sinking abaud?*« Schnitt! Standbild. Ich brach in schallendes Gelächter aus. Während ich noch grölend nach Luft schnappte, ertönte Musik, und ein Schriftzug erschien: »*Improve your English. Berlitz. Language for life.*« Ich konnte nicht mehr! Einfach köstlich. Ich schrieb Werner sofort eine Antwort mit einem großen Smiley.

Danach machte ich mich daran, die Bilddateien von meiner Kamera herunterzuladen und zusammen mit den Fotos zu bearbeiten, die ich am Vortag geschossen hatte. Ich wandelte sie vom Rohformat in JPGs um, nahm Basiskorrekturen in puncto Helligkeit und Kontrast vor und retuschierte hier und da einen Pickel oder ein Fältchen. Das Ganze dauerte geschlagene vier Stunden.

Am Nachmittag riss mich das Telefon aus meiner Arbeit.

»Herbst. Kripo Nürnberg«, meldete sich eine mir unbekannte Männerstimme. »Frau Winkler, haben Sie Zeit? Wir brauchen jemanden zum Dolmetschen.«

Es gab Tage in meinem Leben, da folgte ein Termin hübsch artig dem nächsten, und dann gab es Chaostage, an denen eine Sache nach der anderen unangemeldet hereinschneite. Ich fragte den Beamten nach der genauen Adresse, da sein Kommissariat nicht im aus allen Nähten platzenden Polizeipräsidium am Jakobsplatz untergebracht war und versprach, mich sofort auf den Weg zu machen.

Nachdem ich zum fünften Mal ums Karree gefahren war, ergatterte ich endlich einen Parkplatz; natürlich ganz am anderen Ende des Blocks. Mittlerweile war ich fast eine Viertelstunde später dran als ausgemacht. Anstatt mich erst noch lange mit einem Parkschein aufzuhalten, rannte ich die Straße entlang.

Das Gebäude, in das mehrere Kommissariate ausgelagert waren, glich von außen jedem x-beliebigen Bürokomplex. Eine Pforte mit einem uniformierten Beamten gab es nicht. Dafür aber die obligatorischen zwei Glastüren, die eine Schleuse bildeten, in die man nur hinein und mit etwas Glück auch hindurch kam, wenn man klingelte, Namen und Begehr nannte und dann auch noch den visuellen Test der Überwachungskameras bestand. Das setzte aber voraus, dass man das Knacken aus der Sprechanlage trotz des Lärms verstand, der an Nürnbergs meistbefahrener Straße zur Zeit des Feierabendverkehrs herrschte. Erst als mich die Frauenstimme am anderen Ende entnervt anbrüllte, ich solle endlich hineingehen und mit dem Aufzug in den vierten Stock fahren, merkte ich, dass sich die Tür öffnen ließ.

Oben angekommen ging das Spiel von vorne los: Klingeln, Überwachungskamera, Warten. Keine fünf Sekunden später wurde die Tür aufgerissen. Vor mir stand ein Mann: Groß, breitschultrig, unrasiert, kurze straßenkötterbraune Haare, beginnendes Doppelkinn, leichter Bauchansatz. Er musterte mich mit einem fiesen Gesichtsausdruck. Zumindest interpretierte ich ihn so, da er stirnrunzelnd die Augen zusammenkniff und seine sowieso schon schmalen Lippen aufeinanderpresste. Nicht der Typ, dem man nachts im falschen Stadtviertel begegnen mochte. Hätte ich es nicht besser gewusst, hätte ich ihn für einen Ganoven gehalten. Trotz der herbstlichen Temperaturen trug er ein rotes, kurzärmliges Poloshirt, auf dem zwei weiße Großbuchstaben prangten: BB. Ich hätte fast losgelacht.

BB erinnerte mich nicht etwa an Brigitte Bardot oder *Bed and Breakfast*, sondern an die in sämtlichen amerikanischen *Micky-Mouse*-Heften verwendete Abkürzung für die *Beagle Boys Inc.*, die Panzerknacker AG. Das war doch mal eine treffende Kleiderwahl: Passend zum Aussehen bot sie eine Steilvorlage für einen genialen Spitznamen! Mein Grinsen wurde noch breiter.

»Herbst. Hallo, Frau Winkler«, riss mich der Mann, den ich von nun an im Stillen Panzerknacker nannte, aus meinen Gedanken. In meinem Hirn machte es »Pling«. Er hatte soeben ganz locker und lässig den ersten Pluspunkt für sich eingeheimst. Zwar sollte man meinen, es gehöre zum guten Ton sich vorzustellen, doch hatte ich im Lauf der Jahre die gegenteilige Erfahrung gemacht: In acht von zehn Fällen erfuhr ich erst von dem zu unterzeichnenden Rechnungsduplikate, wie der Beamte eigentlich hieß, für den ich übersetzt hatte. Angerufen wurde man nämlich meistens von einem ganz anderen Polizisten.

Der Händedruck des Panzerknackers war nicht so kräftig, als dass man die Hand drei Tage lang nicht mehr zum Schreiben benutzen konnte, aber man zog sie auch nicht angeekelt zurück, weil man glaubte, einen toten Fisch angefasst zu haben. Er brachte mich in ein Büro und erklärte mir, worum es ging. Dann kam ein weiterer Ermittler mit dem zu vernehmenden Zeugen herein.

Hätte ich nicht schon gegessen, hätte es mich auf den Arsch gehockt! Ein Paar stahlgrauer Augen von einer Intensität, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte, betrat das Zimmer. Ich war sprachlos. Fasziniert. Vergaß die Welt um mich herum und startete nur noch den Kripobeamen an.

Die Vernehmung begann mit den obligatorischen Befehlen. Mein Hirn schaltete auf Autopilot. Zuhören. Übersetzen. Zuhören. Übersetzen. Den Zeugen nochmals fragen,

ob er auch wirklich alles verstanden hat. Weiter ging's. Frage. Übersetzen. Antwort. Übersetzen. Frage. Übersetzen. Und so weiter. Das Einzige, was ich mit allen Sinnen bewusst wahrnahm, waren die Augen. Diese fantastischen, enorm stahlgrauen Augen.

Erst nach einer halben Stunde löste sich mein Bann zumindest so weit, dass ich die weiteren Qualitäten bemerkte, die der Beamte außerdem noch aufzuweisen hatte: Kurze blonde Haare, markantes Kinn, glattrasiert, schmales Gesicht, unauffällige Nase und Ohren. Trainierte Schultern und eine ansehnliche Brustmuskulatur zeichneten sich unter dem eng sitzenden Sweatshirt ab. Eine Sahneschnitte. Der wäre ein Kandidat für Mayas Kalender, schoss es mir durch den Kopf. Damit rief ich meine zwei kleinen Mitbewohner auf den Plan, die mich auf Schritt und Tritt verfolgten.

»Bist du verrückt?!«, flüsterte Engelchen in meiner linken Hirnhälfte. »Keinen Polizeibeamten in den Aktkalender! *Remember?*«

»Überleg dir sofort eine Strategie, sonst sind diese traumhaften Augen auf ewige Zeiten verloren!«, hielt Teufelchen von rechts dagegen.

»Bist du total bescheuert? Sie ist imstande und fragt den wirklich!« Zornig verpasste Engelchen Teufelchen eine Kopfnuss. »Sie kann doch nicht mitten in einer Vernehmung einen der Kriminaler fragen, ob er sich nackt fotografieren lässt! Das ist ein absolutes *No-Go!*«

»Traut sie sich eh nicht!«, maulte Teufelchen mit weinerlicher Stimme, während es sich die Stelle an seinem Kopf rieb, an der ihn Engelchen getroffen hatte. »Außerdem habe ich bloß gemeint, sie soll sich eine Strategie zurechtlegen, wie sie seinen Namen rausbekommt. Dann kann sie ihn anrufen oder eine Mail schreiben.«

Nach rund drei Stunden verließ ich das Kommissariat wieder. Ich stand vor dem Gebäude auf der dunklen Straße und hätte schreien können. Außer mehreren freundlichen Blickkontakten, drei kurzen, nichtssagenden Wortwechsellern und dem intuitiven Gefühl, dass die Sahneschnitte mit Sicherheit verheiratet war, obwohl er keinen Ring trug, hatte Teufelchen recht behalten: Ich stand mit leeren Händen da. Das Leben war einfach ungerecht! Vom Panzerknacker, dem brummi-gen Kommissar, dem ich nicht unbedingt allein im Dunklen begegnen mochte, kannte ich Nachnamen – Herbst – und Dienstgrad – Kriminaloberkommissar –, doch der Träger der Augen meiner Träume würde wohl für immer namenlos bleiben. Missmutig ging ich zu meinem Auto zurück. Wenigstens hatte ich kein Knöllchen kassiert!

Zu Hause setzte ich mich an den Computer und wollte da weitermachen, wo ich durch den Anruf unterbrochen worden war, aber die stahlgrauen Augen ließen mich einfach nicht los. Nachdem ich eine Viertelstunde lang versucht hatte, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren, gab ich es auf. Stattdessen griff ich zum Telefon und rief Berit an. Sie war nicht nur meine beste Freundin, sie war auch eine Fotografinnen-Versteherin.

Vor ein paar Jahren waren ihr die ewigen Schwarz-Weiß-Bilder auf die Nerven gegangen, die sie Tag für Tag als Radiologin am Klinikum befunden musste. Sie wollte endlich auch mal Farbe in ihrem Leben haben. Deshalb hatte sie sich die Kamera ihres Mannes gemopst und mit ihrem Ausgleichshobby angefangen. Seither zogen wir immer wieder mal zusammen los, um die schönsten Ecken Frankens neu zu entdecken und vor allem in Bildern festzuhalten.

»Prima, dass du anrufst, ich wollte mich nämlich auch noch bei dir melden. Ich habe am Wochenende frei, und laut Wetterbericht soll es noch mal schön werden«, begrüßte sie

mich. »Wie schaut es denn am Samstag bei dir aus? Wollen wir rausfahren und fotografieren gehen?«

Ich warf einen Blick in den Kalender. Keine Eintragungen. Der Samstag stand zu meiner freien Verfügung. »Gerne! Wo möchtest du denn hin?«

»Das können wir uns ja noch überlegen. Herbstfarben in der Fränkischen Schweiz oder so?«

»Einverstanden! Such dir was Schönes raus, du bist der *Tourguide!*«

»Gut. Dann komm ich so gegen elf zu dir. Und sonst? Was gibt's Neues?«

»Ich war gerade bei der Polizei.«

»Das ist nichts Neues, das machst du öfter.«

»Ja, aber weißt du, was dieses Mal passiert ist?« Ich seufzte. »Da war ein Typ. Und der hatte die genialsten Augen, die ich je gesehen habe. Stahlgrau!«

»Oh weh! So, wie du das sagst, klingt es nach einem Weltuntergang. Sprich, Kind! Hast du dich in einen Straftäter verknallt? Steigst du jetzt auf Knastfotografie um?«

Ich berichtete Berit von meiner Begegnung mit den fantastischen Augen – und dass sie keineswegs einem Beschuldigten gehört hatten, sondern dem Ermittler. Ich erzählte es ihr sogar doppelt und dreifach. Ich hätte es ihr auch fünfmal oder zehnmals erzählen können. Natürlich ließ sich die Situation dadurch nicht ändern, aber es tat gut, mit jemandem zu reden, der verstand, dass ich mich keinesfalls in einen völlig Unbekannten verguckt hatte, sondern es mir einzig und allein um ein Paar wundervoller Augen ging. Hätte ich Maya davon vorgeschwärmt, hätte sie das genaue Gegenteil gemutmaßt, aber sie war eben auch keine Fotografin.

»Es muss doch einen Weg geben, an den Typen ranzukommen«, brummte Berit. »Ein so einzigartiges Fotomo-

tiv sollte dir schon ein bisschen Initiative wert sein. Kannst du nicht Werner fragen, ob er, anstatt seine Zeit auf Gute-Laune-Mails zu verwenden, mal in den eigenen Reihen aktiv werden kann?«

»Weißt du, wie viele Beamte es in Nürnberg gibt?«

»Keine Ahnung, aber du musst ja nicht die Nadel im Heuhaufen finden. Du musst nur noch den zu der Nadel passenden Namen herausbekommen. Das ist ein gewaltiger Unterschied! Gibt's bei denen keine Mitarbeiterlisten? Also wir im Klinikum haben so was, nach Stationen geordnet.«

»Mit Bild?«, fragte ich zweifelnd.

»Nein, nur Name und Durchwahl.«

»Aber das würde mir doch auch nicht weiterhelfen. Selbst wenn es bei der Polizei so eine Liste gäbe und ich ihrer habhaft werden könnte, wüsste ich immer noch nicht, wer der Richtige ist. Und ich kann nicht jeden anrufen und fragen, ob er zufällig vielleicht fantastische stahlgraue Augen hat.«

Berit seufzte. Für den Moment war sie ebenfalls am Ende ihres Lateins angekommen. Um halb elf beendeten wir schließlich unser Telefonat, da es für sie höchste Eisenbahn war, ins Bett zu gehen. Sie hatte am Morgen Frühdienst und musste um fünf Uhr aufstehen. Eine Uhrzeit, die für mich völlig indiskutabel war, weshalb es unter meinen Fotografien auch so wenige Sonnenaufgangsbilder gab.

Nachdem Berit die Segel gestrichen hatte, blieb mir nur noch eine Möglichkeit, den Abend zu beenden: Mit einer Rückbesinnung auf mein GSV, mein Geheimes-Single-Verhalten! Ich stand auf, holte mir eine Tafel Schokolade aus dem nur mir bekannten Geheimversteck – meinem bis dato seit fünf Jahren nagelneu und unbenutzt in der zweiten Schublade des linken Küchenschanks stehenden Gänsebräter – und fläzte mich mit der Schoki und meinem Laptop aufs Sofa.

2. Kapitel: Die Jagd nach den Modelmännern beginnt

*Believe me somewhere down the line
Will come the day a star will rise
- Mono Inc. – Trail OfThorns -*

Als ich am Freitagvormittag den Computer zwei Stunden später als üblich einschaltete, wartete Werners Gute-Laune-Mail schon auf mich. Nachdem ich ausführlich darüber gelacht und ihm einen kurzen Kommentar zurückgeschrieben hatte, widmete ich mich dem Tagesgeschehen. Ein Blick in den Kalender offenbarte, dass sich für den Nachmittag drei Lehrer angemeldet hatten, und zuvor zwischen elf und halb zwei der Schornsteinfeger bei mir aufschlagen wollte. Hoffentlich hielt er sich an seine Ankündigung. Beim letzten Besuch hatte er sich rund vierundzwanzigtausendsechshundert Minuten verspätet, was vierhundertzehn Stunden beziehungsweise siebzehn Tagen und zwei Stunden entspricht.

Hach ja! Beim allerersten Besuch war der Schwarm aller Frauen da gewesen: der Geselle. Jung, dynamisch, verständnisvoll, gutaussehend. Zu meiner großen Enttäuschung suchte mich seither immer der Meister heim. Alt, betulich, pedantisch, ohne Kommentar. Das traf, bis auf das Attribut alt, auch voll und ganz auf den Lehrbuben zu, den er stets mitbrachte. Hätte ich gewusst, ob das Duo sich auch dieses Mal wieder zu verspäten gedachte, hätte ich mich noch schnell bis zum Zeitungsladen zwei Querstraßen weiter gewagt, der seit einem halben Jahr frische Laugenbrezen vom Kolb verkaufte. So blieb ich vorsichtshalber zu Hause und machte mir ein Schüsselchen Müsli.

Um neun Minuten vor elf, ich hatte genau vier Löffel meines Frühstücks gegessen, klopfte es an meiner Wohnungstür und

er stand vor mir: Der richtige Schornsteinfeger. Mein Gesicht verzog sich zu einem freudigen Grinsen. Er hatte sich in den drei Jahren nicht verändert, war noch immer ein Augenschmaus: dunkelhaarig, braungebrannt, nicht übermäßig groß, dafür aber muskulös.

»Ist heute mein Glückstag?«, begrüßte ich ihn überschwänglich. »Ich dachte eigentlich, Sie hätten bei dem alten Griesgram aufgehört und ich würde Sie nie wiedersehen.«

»Ich habe meinen Meister gemacht, aber den Bezirk teile ich mir noch mit meinem Vater«, grinste er zurück.

Volltreffer! Ich wurde rot. Hoffentlich war dann der Lehrbub nicht sein fünfzehn Jahre jüngerer Bruder! Vorsichtshalber hielt ich meinen Mund. Er kam herein und sah sich neugierig um. Meine Diele war ein großer, quadratischer Raum, von dem sieben Türen abgingen. In einer Nische war meine Garderobe, der Rest war unmöbliert. Allerdings waren die Wände vom Boden bis zur Decke mit gerahmten Fotografien aufgehängt.

»Haben Sie die alle aufgenommen?«, fragte er mit unverhohlener Neugier.

Ich nickte. In aller Ruhe schaute er sich erst die Damen- und Herrenporträts an, dann wandte er sich den weiblichen Aktbildern zu, bis er schließlich vor den männlichen stehen blieb. Mir fiel ein, dass hier überall Umzugskartons herumgestanden und keine Bilder an der Wand gehangen hatten, als er zum bislang ersten und leider auch einzigen Mal bei mir gewesen war.

»Die sind total klasse.« Er trat ein paar Schritte zurück und deutete Richtung Studio. »Darf ich?«

»Ja, klar«, sagte ich mit einem Schulterzucken.

Er ging in die Mitte des Raums und sah sich um. Einen größeren Gefallen hätte er mir gar nicht tun können, denn

nun stand er genau vor meinem schwarzen Papierhintergrund und drehte sich langsam um die eigene Achse. Mein Hirn machte Überstunden.

»Haben Sie schon mal drüber nachgedacht, Fotos von sich machen zu lassen?«, hörte ich mich plötzlich fragen. »Bei der knackigen Figur, die Sie haben, würden das mit Sicherheit absolute Hingucker! Low-Key, also mit wenig Licht ausgeleuchtet, vor einem dunklen Hintergrund, Rücken und Po eingeeölt, mit vielen kleinen Wassertröpfchen –« Ich hielt abrupt inne. Hatte ich das wirklich gesagt? Zum Schornsteinfeger? Ich wurde heftig rot.

Teufelchen vollführte einen Freudentanz in meiner rechten Hirnhälfte. Engelchen hätte sich dagegen am liebsten im erstbesten Erdloch verkrochen.

Mein Schornsteinfeger sah mich erstaunt an. »Nein, habe ich noch nicht. Aber es klingt fast so, als hätten Sie sich schon Gedanken gemacht.«

»Berufskrankheit«, murmelte ich verschämt. »Ich bin gerade mehr oder minder verzweifelt auf der Suche nach dreizehn Modellen für einen Aktkalender.« Mit einem Seufzer und hängenden Schultern wandte ich mich ab.

»Hey, ich habe doch noch gar nicht Nein gesagt!«

Mit einem Ruck fuhr ich wieder herum und musterte ihn vorsichtig. Wollte er mich auf den Arm nehmen?

»Was sollen das denn für Bilder werden?«, fragte er neugierig.

Ich erzählte ihm von der Wette und Mayas Kalender. Er nickte ein paarmal, fragte nach Einzelheiten, nickte dann wieder.

»Einverstanden – wenn mein Gesicht auf den Aufnahmen definitiv nicht zu erkennen ist.« Er grinste mich an. »Und wenn Sie mir einen größtmöglichen Abzug machen

lassen können, habe ich gleich ein Weihnachtsgeschenk für meine Frau!«

Meine eine Hälfte machte einen Luftsprung, die andere seufzte. War ja klar, dass er verheiratet war. Waren das nicht alle netten Männer spätestens ab Ende zwanzig? Ich würde wohl auf die große Scheidungswelle warten müssen, die hoffentlich spätestens Mitte vierzig einsetzte.

»Wenn Sie möchten, kann ich das Bild auf Leinwand ausbelichten lassen und auf einen Keilrahmen ziehen. Das sieht noch ein bisschen edler aus.«

»Wunderbar! Wann machen wir die Fotos?«

»Jetzt!«

Das Grinsen verschwand schlagartig aus seinem Gesicht.

»Das geht nicht!« Seine Stimme war um mindestens zwei Oktaven nach oben gerutscht.

»Warum nicht?«

»Weil ... äh ...«, er leckte sich mit der Zunge über die Lippen. »Weil ich jetzt nicht das Passende an habe.«

»Für ein Aktbild braucht man keine passende Kleidung!« Ich sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Aber es geht jetzt wirklich nicht. Ich habe den ganzen Vormittag gearbeitet, ich muss erst duschen und so.«

»Wie viele Kunden stehen denn heute nach mir noch auf Ihrem Programm?«

»Keine. Sie sind die Letzte. Freitags machen wir immer mittags Schluss.«

»Na, besser hätten wir es gar nicht erwischen können! Das ist doch großartig!« Ich strahlte über das ganze Gesicht. »Schauen Sie, hier ist das Gästebad. Sie können sich in aller Ruhe bei mir frischmachen. Duschgel, Shampoo und Rasierzeug stehen auf dem Wannenrand. Handtücher und einen Modellbademantel finden Sie da drüben. Föhn,

Stylingprodukte und sonstige Toilettenartikel stehen dort.« Ich wies auf ein Regal. Mein Kaminkehrer war noch immer nicht völlig überzeugt. »Wenn Sie es jetzt nicht gleich in Angriff nehmen, tun Sie es nie. Glauben Sie mir, ich habe da meine Erfahrungen«, beschwor ich ihn. »Das ist fast wie mit dem Zahnarzt: Vorher macht man sich einen riesen Kopf, wie schlimm es werden könnte, und hinterher lacht man darüber. Sie werden sehen, es tut überhaupt nicht weh, wenn man sich fotografieren lässt.«

Mit einer Leidensmiene verschwand er schließlich im Bad. Ich musste mich schwer zusammenreißen, um nicht vor Freude in die Hände zu klatschen. Stattdessen bereitete ich alles vor: Ich holte das Körperöl, mit dem er seinen Rücken einölen musste, aus meinem Badezimmer, füllte den Blumensprüher mit frischem Wasser und testete die richtige Einstellung der Düse, damit die Tröpfchen nicht zu fein, aber auch nicht zu groß herauskamen. Dann rollte ich den weißen Papierhintergrund auf und den schwarzen weiter ab, bis er auf dem Boden eine ordentliche Hohlkehle bildete, schaltete die Beleuchtung ein, überprüfte die Kamera, legte Musik auf – und wartete.

Endlich kam mein Modell wieder aus dem Bad. Bekleidet mit einem weißen Bademantel machte er einen ziemlich hilflosen Eindruck. Schritt für Schritt schob ich ihn verbal durch das ganze Prozedere.

Als Erstes sollte er Rücken und Gesäß einölen. Auch wenn es verlockend war, ihm meine Hilfe dafür anzubieten, ich unterließ es. Eine Fotografin fasste nun mal keine männlichen Modelle an! Dazu hatte man einen Assistenten, oder das Modell musste alleine zurechtkommen. Mein Schornsteinfeger schaffte es auch so recht passabel. In der Zeit, in der wir darauf warteten, dass das Öl ein bisschen einzog, brachte ich ihn

vor dem schwarzen Hintergrund in Position. Leicht schräg, damit Rücken und Po der Kamera zugewandt waren.

Natürlich achtete ich dabei darauf, ihn auch selbst immer nur von hinten zu Gesicht zu bekommen. Schließlich war er es nicht gewohnt, hüllenlos vor einer fremden Frau zu posieren. Ich versuchte ihn abzulenken, indem ich ihm ein paar Fragen zu seinem Meisterlehrgang stellte. Während er erzählte, konnte ich ihn in aller Ruhe mustern und mir überlegen, in welchem Winkel die Bilder am eindrucksvollsten aussehen würden. Ich entschied mich für eine Aufnahme von schräg unten. Er hatte wirklich einen knackigen Po.

Ich stellte die Blitze ein und machte mehrere Testfotos, damit der Bildausschnitt und vor allem die Helligkeit stimmten, denn war das Wasser erst aufgesprüht, zählte jede Sekunde. Es sollte ein sehr dunkles Foto werden, auf dem sich nur die Konturen und Tropfen hell abhoben. Als das Öl endlich nur noch einen samtigen Schimmer auf der Haut hinterließ, sprühte ich Rücken und Hintern vorsichtig ein, bis sie mit vielen kleinen Wassertropfen übersät waren. Leider schaffte ich beim ersten Versuch gerade mal zwei Bilder, bevor sich die ersten unschönen Rinnsale bildeten. Also musste sich mein Modell abtrocknen, und dann begann die Prozedur von vorne. Beim zweiten Anlauf klappte es besser. Ich bekam alle meine gewünschten Fotografien. Das Deckblatt für Mayas Kalender war im Kasten. Juhu! Als ich meinem Kaminkehrer sagte, dass wir fertig waren, sah er mich völlig überrascht an.

Das Schrillen meiner Türglocke ließ uns beide zusammenfahren. Erschrocken schaute ich auf die Uhr. Das musste die erste Lehrerin für den Tag sein. Sie war eine Dreiviertelstunde zu früh dran! Mein Schornsteinfeger flüchtete ins Bad, während ich mich zur Tür wandte, um die Kundin in

Empfang zu nehmen und sie in mein Wohnzimmer zu bugserien. Ich erklärte ihr, es tue mir schrecklich leid, aber es werde noch einen kleinen Moment dauern, da der Kaminkehrer gerade seine jährliche Abgasmessung an meiner Gastherme durchführe. Als ich zurück ins Studio kam, stand er schon wieder in seine schwarze Montur gehüllt vor mir.

»Ich brauche noch Ihre Adresse, damit ich das Bild hinbringen kann«, erinnerte ich ihn.

Er zog eine Visitenkarte aus seinem Aktenkoffer und gab sie mir. »Sie müssen aber nicht extra rausfahren. Ich bin öfter in Ihrer Gegend unterwegs. Rufen Sie einfach an, wenn es fertig ist, dann hole ich es bei Ihnen ab, in Ordnung?«

Ich nickte. »Wollen Sie sich eigentlich die Therme heute noch anschauen oder machen Sie das auch ein anderes Mal?«

»Ups! Das habe ich total vergessen!«

Die Lehrerin war ziemlich angefressen, als ich sie endlich aus dem Wohnzimmer holte und ins Atelier brachte. Ausnahmsweise hatte ich aber mal kein schlechtes Gewissen, schließlich war sie viel zu früh hier aufgekreuzt. Wozu machte man Termine, wenn sich keiner daran hielt? Zumindest dauerten die Aufnahmen nicht lange; sie hatte es eilig wieder wegzukommen.

Am späten Nachmittag machte ich mich auf den Weg ins Martha-Maria-Krankenhaus. Amy, eines meiner Modelle, absolvierte dort unfreiwillig ihr Freiwilliges Soziales Jahr. Unfreiwillig, weil sie viel lieber sofort studiert hätte, dank Numerus Clausus jedoch errechnete zwei Jahre auf einen Studienplatz würde warten müssen. Ich klingelte auf ihrem Handy durch, um zu signalisieren, dass ich vor dem mitten in Renovierungsarbeiten stehenden Wohnheim neben dem Krankenhausbäude wartete und sie runterkommen sollte.

Süße einundzwanzig. Kleine einsachtundfünfzig. Leichte fünfzig Kilo. Dunkelbraune gewellte Haare, auf Kinnlänge gestutzt. Sie flirtete mit der Kamera wie keine Zweite. Im realen Leben flirtete sie ebenfalls wie keine Zweite: Sie kam mit jedem ins Gespräch, war ein Wasserfall, ein Wirbelwind. Es war kaum auszuhalten, und doch verbreitete sie so viel gute Laune, dass schier alles zu spät war. Wie immer saß sie noch nicht einmal richtig in meinem Auto, plapperte aber schon in einem einzigen Wortschwall los.

»WirmüssenaufdemWegzudirunbedingtbeidemThailändischenTakeawayamNordostbahnhofvorbeifahrenIchhbenämlichnochnichtsGescheitesgegessenaußerdemFrühstückIn derMittagspausewarenwirzwarinderKantineaberdasZeug konntekeinMenschessenweilessoversalzenwarDabeiwares dieletztenWocheneigentlichganzgutgewesenUnddannwar daauchnochdieseSchwesternschülerinvonderichdirletztes MalerzählthabeweißtschondiemichsonervtUndheutewarüberhaupteinfachdieHöllelos.«

Ich verdrehte die Augen. Mehr als »Take-away« und »Frühstück« hatte ich aus dem Schwall nicht herausgehört. »Schätzchen, landläufig macht man beim Reden nach jedem Wort eine winzig kleine Pause, damit die anderen Menschen auch nur den Hauch einer Chance haben, etwas zu verstehen. Ich habe jedenfalls nur mitbekommen, dass du Hunger hast.«

»Na, dann hast du doch das Wichtigste geschnallt«, grinste sie mich an. »Ich bring deine alten grauen Zellen schon auf Trab. Bis ich wieder geh, hab ich dir den ganzen Rost aus den Ohren gepustet. Apropos: Kannst du mich später wieder zurückfahren? Ich hab so bis um halb neun Zeit, danachmöcht ich ins Bett. Hab morgen wieder Frühdienst und muss noch duschen. Morgens schaff ich das nie.«

Ich nickte. »Kein Problem. Ich bring dich natürlich heim. Aber jetzt sag: Wo ist der *Take-away*?«

Sie lotste mich in die Bessemerstraße, wo in der Kurve gegenüber vom Aldi tatsächlich ein Thailänder war, von dem ich noch nie etwas gehört hatte. Leider kam ich auch an dem Tag nicht in den Genuss, ihn kennenzulernen. Er hatte nämlich geschlossen. *Rien ne va plus* nach siebzehn Uhr, und es war fast halb sechs. Amy guckte böse.

»Und jetzt?«, fragte ich vorsichtig. »Sollen wir Döner holen?«

Sie schüttelte beleidigt den Kopf.

»*McDonald's*? *Burger King*? *Kentucky Fried Chicken*?«

»Jetzt fahren wir an die Tankstelle, kaufen eine Tüte Pommes und hauen die bei dir in den Ofen.« Ihre Augen funkelten lüstern. Die schlechte Laune war schon wieder verflogen, sie lachte.

»Eine Tüte Pommes? Ist das dein Ernst?«

»Du weißt doch, dass ich in meinem Zimmerchen im Wohnheim einen Kühlschrank habe, in dem das Eisfach lediglich mit einer Klappe abgetrennt ist: Minusgrade ade. Deswegen kann ich nie Tiefkühlsachen kaufen.«

»Und die Pommes müssen wir unbedingt an der Tankstelle holen?«

»Geht am schnellsten. Hast du Majo oder Ketchup daheim?«

»Beides.«

»Dann sattel mal die Hühner!«

Bis zur nächsten Tankstelle waren es nur wenige Meter. Ich hielt auf einem der Stellplätze, die zum Luftdruckmessen und Innenraumsäubern vorgesehen waren. Amy sprang aus dem Auto und stürmte den Laden. Rechts neben mir stand ein silberfarbener BMW mit hochgeklappter Motorhaube.

Ich schenkte ihm keine weitere Aufmerksamkeit, sondern behielt stattdessen im Rückspiegel den Eingang zur Tankstelle im Auge. Erst nach einer ganzen Weile kam Amy wieder heraus und rannte zum Auto herüber. Mit den Armen presste sie deutlich mehr als eine Tüte Pommes gegen ihren Körper. Ein bisschen sah es aus, als schleppe sie nach einem geglückten Tankstellenüberfall die fette Beute zu ihrem Fluchtauto. Ich musste grinsen. In meinen Augen wäre Amy die Idealbesetzung bei einer Neuverfilmung von *Bonnie & Clyde*.

Ich lehnte mich zur Beifahrerseite hinüber und machte ihr von innen die Tür auf, denn das hätte sie allenfalls noch mit den Füßen geschafft. Gerade rechtzeitig, denn Sekundenbruchteile später purzelten ihr schon die ersten Sachen aus den Armen. Zum Vorschein kamen, neben der Tüte Pommes, wegen der wir eigentlich gehalten hatten, eine Familienpackung Vanilleeis, tiefgefrorene Himbeeren, Sprühsahne, eine Packung Kaugummi, verschiedene Schokoriegel und eine Schachtel Tiefkühlgarnelen im Backteig. Außerdem hielt Amy freudig grinsend in jeder Hand einen Piccolo.

»Hast du eine Plastiktasche? Die wollte ich jetzt nicht auch noch kaufen. War mir zu teuer.«

»Klar, die zwanzig Cent hätten dem Fass garantiert den Boden ausgeschlagen!« Das war einfach Amys Logik. Sparsam bis ins Letzte ging sie an der Tankstelle einkaufen. Kopfschüttelnd langte ich hinter mich und zog eine meiner Einkaufstüten hervor, die ich immer auf dem Rücksitz spazieren fuhr.

Amy wollte sich gerade aufrichten, als draußen ein Knall ertönte. Erschreckt fuhr sie hoch und krachte mit dem Kopf von innen gegen das Autodach. Obwohl es gepolstert war, hielt sie sich jammernd den Kopf. Der Fahrer des BMW neben uns hatte geräuschvoll die Motorhaube geschlossen.

»Tschuldigung, darf ich mal?«, fragte er in Amys Richtung.

Da sie halb im und halb außerhalb des Autos steckte, blockierte sie mit der offenen Beifahrertür seine Fahrertür.

»Ja, danke für Ihre mitfühlenden Worte. Passt schon, tut auch fast gar nicht mehr weh. Trotzdem nett, dass Sie gefragt haben, ob Sie helfen können«, maulte sie den Typen an und rieb sich den Kopf.

Ich überlegte, ob ich vorsichtshalber schon mal aussteigen sollte, um ihr bei dem nun sicher gleich folgenden Handgemenge zu Hilfe eilen zu können, oder ob es doch besser war, den Motor anzulassen, Amy irgendwie ins Auto zu zerren und schnellstmöglich abzuhaufen. In dem Augenblick brummte eine zweite Männerstimme: »Kleine, das ist ein ganz schlechter Zeitpunkt zum Flirten, wir haben es nämlich gerade verdammt eilig! Los jetzt!«

Es klang wie in einem schlechten Gangsterfilm. Amy wurde mitsamt der Beifahrertür zur Seite gedrückt. Eine Millisekunde später öffnete der Mann, von dem ich nur Jeans und Lederjacke sehen konnte, die Fahrertür und quetschte sich auf den Sitz. Ein Motor wurde angelassen. Im gleichen Moment gelang es Amy, in mein Auto zu krabbeln und die Tür zuzuknallen. Damit gab sie die Sicht auf den neben uns stehenden BMW frei. Im Licht der Innenbeleuchtung, die in dem anderen Wagen noch nicht erloschen war, sah ich den Fahrer: Es waren die stahlgrauen Augen! Einen Wimpernschlag später beugte sich der Beifahrer vor, um etwas vom Armaturenbrett zu nehmen. Plötzlich drehte er den Kopf zum Fahrerfenster. Unsere Augen trafen sich: Der Panzerknacker – Kriminaloberkommissar Herbst. Mir verschlug es die Sprache. Dann war die Stelle neben uns leer.

»So ein Arsch!«, hörte ich Amy irgendwo aus dem Off sagen. »Hallo?« Sie winkte mit beiden Händen vor meiner

Nase herum. »Kein Grund, ein Gesicht zu ziehen, als ob dir der Leibhaftige erschienen wäre! Ist ja nix passiert. Und das Auto ist auch noch ganz.«

Ich machte den Mund auf und schloss ihn wieder.

»Sag mal, was ist denn los?«, fragte Amy. Ihre Stimme hatte einen besorgten Unterton angenommen.

»Bei denen war ich gestern! Das sind die stahlgrauen Augen!«, fand ich endlich meine Sprache wieder, wenngleich ein wenig zu atemlos dafür, dass ich keinen Dauerlauf hinter mir hatte.

»Hä?«, machte Amy. »Du kennst die? Das sind Freunde von dir?«

»Nein. Kripobeamte.«

»Boah! Das sag ich meinem Paps! Der soll denen mal gehörig die Leviten lesen.« Mit entzückender Naivität glaubte Amy noch immer an die vermeintliche Allmacht ihres Vaters Werner. Identisch mit dem Werner, der mir täglich die witzigen Gute-Laune-Mails schickte. Über ihn hatte ich Amy überhaupt erst kennengelernt. »Ach Mist, ich kann es ihm gar nicht erzählen. Wir reden nämlich gerade nicht miteinander.«

»Was?«, fragte ich entsetzt. Amy und ihr Vater waren ein Herz und eine Seele. Sie das beste Töchterchen der Welt und er der Super-Dad schlechthin, der dem Prinzesschen jeden Wunsch erfüllte.

»Sag ich dir später! Jetzt bist erst mal du dran. Kaum lässt man dich allein aus dem Haus, triffst du dich mit den zwielichtigsten Gestalten der Nürnberger Polizei.« Sie zwinkerte mir zu. »Warum hast du den einen Häuptling Stahlgraues Auge getauft?«

»Nicht Häuptling! Der Stammesfürst ist der andere.« Ich musste lachen, und dann schwärmte ich ihr von den fantastischen Augen vor.

»Na, wenn du meinst. Auf mich hat der Typ eher einen arroganten Eindruck gemacht. Und irgendetwas Ausdrucksstarkes habe ich an ihm überhaupt nicht wahrgenommen.«

Ich seufzte. Amy war eben keine Fotografin.

»Jetzt verrate mir mal, warum du Knatsch mit deinem Papa hast!« Ich stellte vor Amy eine Megaportion Pommes rot-weiß mit Garnelen auf den Esstisch.

»Ach nee«, sie zog die Nase kraus. »Erzähl du mir lieber von deinen anderen Schandtaten. Das ist viel interessanter! Wem gehört zum Beispiel dieser knackige Hintern da auf deinem Monitor?«

Sie deutete mit der Gabel in Richtung Studio, als ob ich nicht selbst wüsste, wo mein Computer stand. Ich seufzte. Es hatte keinen Zweck, die Antwort zu verweigern. Amy hatte jahrelanges Training im Geheimnisse-aus-der-Nase-ziehen, schließlich hatte sie einen zur Verschwiegenheit verpflichteten Vater zu Hause.

»Meinem Kaminkehrer.«

»Wow!« Sie wirkte ehrlich beeindruckt. »Wie hast du denn das gemacht? ›Ach, Herr Schornsteinfeger, weil Sie gerade da sind, können Sie sich mal schnell ausziehen und da hinstellen?‹«, äffte sie mich nach.

»Ja, so ungefähr ist es wirklich gelaufen.« Ich seufzte und berichtete ihr von dem Projekt »Aktkalender für Maya«.

»Maya muss saucool drauf sein«, kommentierte Amy, nachdem ich geendet hatte.

»Wieso?«

»Na, sie gibt dir einen Vorwand, dich mit lauter fremden Männern zu treffen, und wenn sie dir gefallen, dann dürfen sie sich auch noch für dich ausziehen!«

»Hallo? Geht's eigentlich?! Das ist Arbeit!«

Amy grinste breit. »Ja, ja, das sagen Restaurantkritiker auch! Aber manche haben eben schönere Jobs als andere. Manche fotografieren nackte Männer, andere halten Nierenschalen im Aufwachraum. Trotzdem, ich gönne dir die Männer, vielleicht ist ja endlich mal ein Gescheiter für dich dabei, nach dem Pech, das du bisher so hattest.« Ohne mir Gelegenheit zu einer Erwiderung zu geben, fuhr sie fort: »Wollen wir jetzt mal die Himbeeren heiß machen, damit das Vanilleeis nicht in deinem Gefrierschrank alt werden muss?«

»Das ist echt Arbeit!«, beharrte ich, während ich die Essteller zur Seite räumte. »Außerdem habe ich nicht die leiseste Ahnung, wie ich an die anderen zwölf Männer kommen soll!«

»Hmm. Ich wüsste da schon jemanden!« Gedankenverloren wickelte sie eine Haarsträhne um ihren Zeigefinger. »Wenn ich es recht bedenke, kenn ich sogar zwei Kandidaten für dich!« Plötzlich strahlte sie über das ganze Gesicht. Der Schalk saß ihr im Nacken. Wenn sie mit solchem Feuereifer bei der Sache war, konnte das nichts Gutes bedeuten. Ich wurde sofort vorsichtig.

»Letzte Woche war ich mit einem total schrecklichen Typen beim Essen. Aber für dich könnte er vielleicht ganz brauchbar sein.«

»Wie? Ein ›total schrecklicher‹ Kerl soll für mich interessant sein? Das musst du mir jetzt doch ein bisschen genauer erklären!«

»Was der für einen Scheiß dahergelabert hat. Nicht auszuhalten. Mal ganz davon abgesehen, dass man ihn schier nicht anschauen konnte, so unmöglich wie der angezogen war! *Worst dressed man alive*. Und dann hat er mich auch noch eine geschlagene halbe Stunde vor dem Restaurant warten lassen!«

»Und so eine Vogelscheuche soll ich fotografieren? Willst du, dass mir der Sensor platzt?«

»Nee, der schaut schon gut aus, und die Klamotten muss er doch eh ausziehen. Außerdem kann er beim Fotografieren ja auch nicht dumm rumlabern. Also für deine Zwecke ist er fast perfekt! Nur das mit dem Zuspätkommen musst du dir halt irgendwie einplanen.«

Amy hatte Markus, so hieß die vermeintliche Vogelscheuche, vor ein paar Wochen bei einer nächtlichen Führerscheinkontrolle kennengelernt. Ich war eindeutig zu wenig nachts unterwegs, meinen Führer- und Fahrzeugschein hatte nämlich noch niemand sehen wollen. Hoppla! Markus war Polizist! Eigentlich ein K.-o.-Kriterium. Andererseits lagen gutaussehende Männer, die gewillt waren, sich nackt fotografieren zu lassen, nun mal nicht auf der Straße herum. Ich durfte nicht zu wählerisch werden, sonst stand ich Weihnachten mit leeren Händen, respektive nur mit meinem Kalenderdeckblatt da.

»Ich geb dir schnell seine Telefonnummer, dann kannst du ihn anrufen oder ihm eine SMS schreiben.« Sie schickte mir seine Visitenkarte auf mein Handy. »Guck ihn dir einfach mal an. Du hast doch nichts zu verlieren. Und jetzt legen wir endlich mit meinen Fotos los, sonst komm ich heute nicht mehr pünktlich heim.«

Danksagung:

Wie immer möchte ich an dieser Stelle darauf hinweisen, dass das Gelingen eines Buches stets von der Zusammenarbeit vieler Menschen abhängt, die den Autor zum rechten Zeitpunkt an der rechten Stelle unterstützen.

Das größte aller Dankeschöns geht an den Menschen, der mir eines schönen Septembernachmittags aus heiterem Himmel vor die Füße fiel und mich zu diesem Buch inspiriert hat: Durch seine eigenwillige Art, *zeitnah* auf Mails – nicht – zu antworten, brachte er mich auf die Idee, Pia Winkler ins Leben zu rufen.

Bei Elke Seegräber möchte ich mich ebenfalls ganz herzlich bedanken: Sie hat mich geduldig, aufmunternd, anspornend und ideengebend wie keine Zweite durch das Manuskript begleitet. Ohne sie hätte ich viel öfter die Segel gestrichen. Ihrem Mann Steffen danke ich dafür, dass er immer dann souffliert hat, wenn weder Elke noch ich mehr weiter wussten.

Christian Heißler danke ich ganz herzlich, weil er Pia überredet hat, zu einem Club-Spiel zu gehen – und sie auch gehörig darauf vorbereitet hat. Dannie Wegener für die Idee mit *Afrika! Afrika!* Elke Wiesner für den Vorschlag einer Single-Silvesterparty. Frank Scherm für die Gute-Laune-Mails. Susanne Zametzer & Johannes Häfner für die köstlichen Montagabende. Dr. Stefanie Völkl & Dr. Dominik Clément für die vielen sonntäglichen Fotoausflüge und sämtliche damit verbundenen Erlebnisse. Peter Budig für die Einladung zu einer Lesung im *Literaturhaus* und für seinen Einblick in die Welt der Redaktionen. Mike Müller für den legendären Motorradausflug und vieles, vieles mehr: Ohne dich würde es keine Fotografin geben.

Genauso möchte ich allen meinen weiblichen wie männlichen Modellen danken, die mir über die Jahre die Treue gehalten und das eine oder andere Erlebnis bereitet haben, über das wir gemeinsam lachen konnten – insbesondere Amy & Sally.

Ein dickes Dankeschön geht an meine Autoren-Kollegen Lena Bloom & Lucas Bahl, die sich beide bereit erklärten, in diesem Buch – wenn auch versteckt – eine Rolle zu übernehmen – und auch sonst durch ihre Präsenz mein Leben bereichert haben.

Rotraut Freifrau Stromer von Reichenbach-Baumbauer und der Stromerstiftung danke ich ganz herzlich für ihren unermüdlichen Einsatz zur Erhaltung und kulturellen Belebung von Schloss Grünsberg. Jeder, der neugierig geworden ist und vielleicht einmal eine Führung oder Veranstaltung im Schloss besuchen möchte, kann sich unter www.stromerstiftung.de nähere Informationen holen.

Mein herzlicher Dank geht auch an die Nürnberger Polizei für ... na, Jungs & Mädels, ihr wisst schon wofür! Und natürlich gebührt ein ebensolcher Dank den fleißigen Verlagsbienenchen.

Ein letztes riesengroßes Dankeschön möchte ich der Hamburger Band *Mono Inc.*, sowie EMI Music Publ. aussprechen, die es mir ermöglicht haben, dass in diesem Buch die Songtexte abgedruckt werden durften. Allen, die nun auf die Band neugierig geworden sind, sei www.mono-inc.com ans Herz gelegt.

Songtextnachweis:

Die Songs *Voices Of Doom*, *Pain*, *If I Fail*, *Forgiven*, *Rest In Grace*, *Trail Of Thorns*, *My Dear Recipe*, *Torture Me*, *Time To Go* sind auf dem Album *Voices Of Doom* zu finden, erschienen auf *NoCut/Alive*.

Die Songs *This Is The Day*, *Teach Me To Love*, *Bloodmoon*, *Life Hates You*, *Burn Me* sind auf dem Album *Pain, Love & Poetry* zu finden, erschienen auf *NoCut/Alive*.

Die Songs *Temple Of The Torn*, *In My Heart*, *Just Because I Love You* sind auf dem Album *Temple Of The Torn* zu finden, erschienen auf *NoCut/Alive*.

Zum Schluss noch schnell in eigener Sache:

Verlassen Sie sich beim Parken in Parkhäusern – egal ob in Nürnberg oder dem Rest der Welt – bitte nicht auf Tim Herbsts Aussage, man könne dort nicht abgeschleppt werden! Tim Herbst ist Kripobeamter, ihm fehlt der nötige Einblick – auch wenn er von sich behauptet, Knöllchen schreiben zu können. Wie mir ein freundlicher Nürnberger Schutzpolizist dagegen anschaulich vor Augen führte: Es gibt Abschleppdienste für spezielle Situationen! Pia Winkler wäre sicher begeistert – wahrscheinlich würde sie es mal wieder so ausdrücken: *Shit! Shit! Shit!*

PS: Natürlich hat *Afrika! Afrika!* nicht auf dem Volksfestplatz stattgefunden, aber da hat es für die Geschichte hin umziehen müssen.

PPS: Ebenso natürlich sind die Nürnberger Kassendamen im Staatstheater wirklich herzensgute Mädels, denen es nie

im Leben in den Sinn käme, einen Besucher aufgrund seiner Kleidung oder Piercings oder sonst noch was zu diskriminieren!

Also im Klartext: Dieser Roman ist Fiktion! Ich will damit sagen, dass die Protagonisten, ihre Namen und die Situationen, in denen sie sich befinden, in keinerlei Bezug zu wirklich existierenden Personen stehen. Allerdings kann es vorkommen, dass jemand glaubt, sich in einer der Romanfiguren oder in einer der geschilderten Situationen wiederzuerkennen, doch ich kann versichern, dass es sich dann um einen unglücklichen und absolut unbeabsichtigten Zufall handelt.



Pia Winkler steht vor einer echten Herausforderung: Die Fotografin und Dolmetscherin hat eine Wette verloren und soll für ihre Freundin einen Männer-Aktkalender erstellen – und zwar ohne professionelle Modelle. Also macht sich die lebenslustige Mittdreißigerin selbst auf die Jagd nach gut aussehenden Typen, die bereit sind, auch die letzten Hüllen fallen zu lassen. Keine Frage, dass dabei vor und hinter der Kamera die Herzen höher schlagen und Pias Single-Leben kräftig aufgemischt wird.

